

Die Analyse ländlicher Sozialräume

VS, Wiesbaden 2009

Hg.: Pantucek, Peter; Röh, Dieter: Perspektiven Sozialer Diagnostik

Manuela Brandstetter

1. Einleitung:

In diesem Beitrag geht es nur am Rande um das erkenntnistheoretische Dilemma, den Begriff des „ländlichen Raums“ trennscharf von jenem des „urbanen“ zu unterscheiden. Auch kann und soll in diesem Rahmen nicht der Anspruch erhoben werden, ein analytisches Erhebungsinstrument zu „ländlichen Sozialräumen“ zu schaffen, welches die bestehenden Widersprüche im Diskurs über das „Stadt-Land-Verhältnis“ (vgl. Ipsen 1991) zu lösen imstande ist.

Was allerdings dieser Beitrag behandelt, ist der aktuelle Wissensstand zur Analyse und Charakterisierung ländlicher Sozialräume. Dieser wird auch in Gestalt des nachstehenden Kategoriensystems vorgestellt und mit Beispielen aus der Forschungs- und Beratungspraxis der Arbeitsgruppe „Sozialraumorientierung“ illustriert.

Das zentrale Erkenntnisinteresse dabei gilt der Analyse von „Raumbildern“ (vgl. Ipsen 1997) im Sinne der Rekonstruktion sozialräumlicher Wirklichkeiten. Ipsen (ebd., 7) bringt dieses Verständnis folgendermaßen zum Ausdruck: *„Raumbilder stellen immer Träume der Gesellschaft dar, die einer ‚hieroglyphischen Entzifferung‘ bedürfen“* (ebd.). *„Raumbilder können auch nur aus der Perspektive der Bewohnerinnen eines Sozialraums erhoben werden, und zwar indem sie unmittelbar von deren gewöhnlichen und gewohnten Bewegungsabläufen im Raum direkt abgeschaut werden“* (ebd., 7). Mit anderen Worten ausgedrückt: Wie Menschen sich bewegen, wie Menschen in Ausführung ihrer alltäglichen Lebenspraxis im Raum handeln, wenn sie sich „Raum aneignen“ bzw. diesen „nutzen“, ist maßgeblich von deren Raumvorstellungen und –bildern geprägt. *„Ohne Raumbilder zu haben, können wir uns gar nicht bewegen“* (ebd., 7). Wenngleich manifeste Raumgrößen in Gestalt des materiellen und topographischen „Raumssubstrates“ (vgl. Läßle 1991) in diesen Vorstellungen verwoben vorliegen und wir sie als solche auch zum Analysegegenstand machen, so sind es doch vorrangig die Raumbilder, auf die wir am Institut abzielen.

2. Qualitative oder quantitative Verfahren der Raumanalyse?

Sozialgeographische und –demographische Items wie die Bevölkerungsdichte, der Anteil an Wohneigentum, der Anteil von Familien mit Kindern, die ÄrztInnendichte, die Sozialhilfedichte, der „Pro-Kopf-Schulden-Stand“ etc. können vergleichsweise einfach über standardisierte Surveys bzw. über amtliche Aufzeichnungen abgefragt werden. Basierend

auf solchen Daten sind – ohne aufwändige lebensweltorientierte Befragungen oder bildgebende Erhebungsverfahren – durchaus stichhaltige Informationen über die Lebenswirklichkeit(en) ländlicher Gemeinwesen zu gewinnen.

So ist beispielsweise der Anteil an Wohneigentum ein aussagekräftiges Datum zu den bestehenden Eigentums- und Nutzungsverhältnissen im jeweiligen Sozialraum, insbesondere dann, wenn es in einen zeitlichen oder sonstigen räumlichen Vergleich gesetzt wird. Die zu den Raumbildern der Bevölkerung(en) gehörenden lokalen Machtverhältnisse (vgl. Elsen 2007), die Diskurs- und Entscheidungsstrukturen sowie die vor Ort befindlichen lokal typischen Problemlösungspotenziale können auf einem rein quantitativen Weg allerdings nicht erschlossen werden.

Es geht in erster Linie um subjektive Deutungen und Diskursansätze, um den so genannten „Common Sense“ im Sozialraum sowie um die Mythen und Sagen über die „HeldInnen des Raums“ usw. Diese liefern jene zentralen Forschungsdaten, die zu verallgemeinerbaren Ergebnissen verdichtet werden können.

Deren Stärken und Vorzüge sind im sozialwissenschaftlichen Methodendiskurs gut beschrieben. Was dort vielfach unterbleibt, ist, auf die zentralen Risiken dieser Materialien hinzuweisen: Neben der Gefahr, sich mit einer unüberschaubaren Masse an uneinheitlichen Einzelbefunden auseinandersetzen zu müssen, hängt die Qualität der Daten selbst nicht zuletzt vom fragenden Geschick, der Sozialkompetenz sowie der Empathie der eingesetzten ForscherInnen ab. Nicht die Erfahrungheit derselben ist an dieser Stelle das Qualitätskriterium; vielmehr geht es dabei um Fragen der Haltung und Wertschätzung, die in der Begegnung mit unterschiedlichen AkteurInnen in den Forschungszusammenhängen Gewicht gewinnen/ausschlaggebend sind...“ (vgl. Bourdieu 1997, vgl. Pantucek 2004).

3. Exkurs zu den Datenquellen

Internetauftritte von Kommunen und politischen MandatarInnen, Lebenswelt- und Raumerfahrungen in Gestalt biographischer Narrationen, die entweder eigens für Untersuchungszwecke angefertigt wurden oder sekundär bearbeitet sind, historische sowie aktuelle Karten zu verschiedenen Themenstellungen, genauso wie historisches Material aus den Pfarr- und Gemeindearchiven bilden – je nach Fragestellung – jenen Datenpool, aus welchem für die Rekonstruktionsarbeit zu schöpfen ist.

Die konkrete Auswahl des Datenmaterials selbst ist aber ausschließlich von der Art der Forschungsfrage abhängig zu machen. Wenn beispielsweise das Forschungsinteresse darin besteht, den Stellenwert von Frauenförderung in der Kommune zu erheben, so kann die Budgetgebarung derselben in den vergangenen Legislaturperioden durchaus von Erkenntnisgewinn sein. Die Zuwendung von Mitteln zu bestimmten Ressorts ist vielfach ein

besserer Indikator um die Wertstruktur im Sozialraum abzubilden, als die Narration betroffener Personen/Frauen selbst. Geht es in der Forschungsfrage hingegen um eine Bestandsaufnahme der lokalen Ökonomie, so können Analysen der Betriebsstruktur sowie eine vergleichende Analyse von Flächenwidmungsplänen von zentraler Bedeutung für deren Beantwortung sein. Soll in der Forschung die Frage nach jugendlichen Irritationen und solche des „Herumlungerns“ behandelt werden, so sind – neben den einschlägigen Daten aus den Gemeinde- und Regionalmedien – zuvorderst die lokalen MeinungsbildnerInnen sowie die davon Betroffenen in actu zu beobachten bzw. zu befragen. Insgesamt betrachtet, kommt der Kreativität bei der Erschließung von Datenquellen und beim kombinierten Einsatz in diesem Zusammenhang eine erhebliche Bedeutung zu.

4. Exkurs zu qualitativen Analysemethoden

Verfahren wie die Gruppendiskussion (Lamnek 2005), die Nadelmethode (Ortmann 1996), die Begehung (Deinet 1999) oder das Tiefeninterview (Bortz/Döring 2002) sind aus dem Routinehandeln der Sozialen Arbeit gut bekannt und liegen in den Hilfeprozessen vieler Handlungsfelder tradiert vor. Im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Anwendung dienen sie dazu, aussagekräftige Daten über lebensweltliche Zusammenhänge zu generieren. Aus diesem Grund werden die genannten Ansätze nur oberflächlich und in ihren zentralen Vorzügen für eine Raumbild-Analyse behandelt.

4.1 Die Gruppendiskussion (Lamnek 2005)

Im Allgemeinen gilt das Phänomen „sozialer Erwünschtheit“ in Interviewsituationen als Störfaktor. Bei der Gruppendiskussion hingegen stellt es *das* zentrale methodische Moment dar: Gerade weil man davon ausgehen kann, dass innerhalb einer Gruppe soziale Erwünschtheiten eine hohe Prägekraft besitzen, bekommt man ein sehr aussagekräftiges Bild jener Werte und Normen, die im Sozialraum vorherrschen. Bereits sehr unkomplexe und naive Erhebungsimpulse wie „Was wünschen Sie sich für Ihr Gemeinwesen?“, „Worin sehen Sie die zentralen Stärken Ihrer Kommune/Ihres Grätzls?“ oder „Was müsste in Ihrem Sozialraum dringend verändert werden?“ erlauben differenzierte Datengewinne über die vorhandene formelle/informelle Normen- und Wertestruktur¹ vor Ort.

¹ In urbanen Zentren und insbesondere im Bereich der Geschlechterforschung zur Anwendung gebracht, waren die Erfahrungen mit Gruppendiskussionen zur Verortung der Wertestruktur in ländlichen Gemeinwesen bislang tendenziell erfolgreich (näher dazu Lamnek 2005). Die Annahme, dass (vormoderne) Formen starrer sozialer Kontrolle die Verbalisierung bestimmter störender oder abweichender Phänomene verhindern könnte, erwies sich vor dem Erfahrungshintergrund des Ilse-Art-Instituts als nicht zutreffend.

4.2 Die Begehung (Deinet 1999)

Auch die Begehung, in Gestalt des Versuchs, einen möglichst verfremdeten Blick auf an sich gewohnte, materielle und symbolische Anordnungen im Raum (vgl. Läßle 1991, Kapitel 2.1) zu werfen, schafft in der Regel – unterstützt durch bildgebende Verfahren – eine Verdeutlichung der vorhandenen materiellen und symbolischen Raumstrukturen. Die Begleitung von Personen, die den Raum bisher nicht kannten, sowie die akribische Protokollierung von Wahrnehmungen aller Art sind an dieser Stelle unterstützend.

4.3 Die Nadelmethode (Ortmann 1996)

Geographische, topographische, infrastrukturelle und bauliche Besonderheiten sind vielfach nur über visuelle Darstellungsformen verfremd- und verwertbar. Das in sozialforschenden Analysen tendenziell bevorzugte Instrument der verbalen Datenaufbereitung wirkt an dieser Stelle oft verzerrend. Die nachstehende Abbildung zeigt ein Ergebnis einer „Nadelmethode“ (Ortmann 1996) wie sie in einer Studie über „Jugend im ländlichen/kleinstädtischen Bezug“ Anwendung² fand.



Abbildung 2: „Jugend in Amstetten 2007 – eine Lebensweltstudie“ fotografiert von Schelberger Stefanie

² Im genannten Forschungsprojekt wurde die Lebensweltperspektive von Jugendlichen aus Amstetten mithilfe der Nadelmethode untersucht. Die obige Darstellung verdeutlicht, dass Jugendliche im Alter zwischen 12 und 15 Jahren ihre allgemeine Freizeit (lila), Schulpausen (gelb) und Ausgehzeit (grün) vorwiegend im Schulpark ihrer Schule verbringen. Nur ein Jugendlicher dieser befragten Gruppe nutzte für seine Freizeit das Jugendzentrum.

4.4 Das Tiefeninterview (Bortz/Döring 2002)

In der Regel verschränken sich biographische Eindrücke sehr stark mit Raumerfahrungen, weshalb in Tiefeninterviews und in Erhebungen zu lebensdynamischen Komponenten dem Lebensraum eine erhebliche Bedeutung zukommt.

Tiefeninterviews und Gespräche mit „Betroffenen des Raums“ (vgl. dazu Herrmann/Sessar/VanSwaaningen 2006:212) geben Aufschluss über jene Beziehungen und Verschränkungen, die zwischen dem alltäglichen Leben/der eigenen Biographie und dem Lebensraum bestehen und die von BewohnerInnen selbst in Gestalt der „Raumbilder“ laufend konstruiert und auch reproduziert werden. So ist aus der raumspezifischen Sicherheitsforschung bekannt, dass beispielsweise die Zuschreibung von Unsicherheit an einen Raum, die Wahrnehmung von Unbehagen vielfach keine Auswirkungen auf die Identifikation mit dem gegenständlichen Sozialraum hat. Bevölkerungen, die ihren Raum als „unsicher“ wahrnehmen, zeigen bei Umfragen – ungeachtet ihres bestehenden Unbehagens – vielfach eine hohe Identifikation mit demselben bzw. schreiben ihm ansonsten „Zufriedenheit“ zu. Insofern sind die lebenspraktische Verknüpfung und die subjektive Bedeutung von Raum Phänomene, die nahezu ausschließlich in Tiefeninterviews Gestalt erlangen können. Vordergründig paradox anmutende Umstände können folglich erst im Weg einer differenzierten biographischen Interviewführung aufgeklärt werden. So kam es in einer lebensweltlichen Erhebung einer Jugendpopulation („Jugend in einer ländlichen Kleinstadt“, Ilse-Arlt-Institut 2008) sehr zahlreich zur Zuschreibung „Da ist es soooo fad!“. Gleichzeitig kam aber in quantitativ orientierten Befragungen zum Ausdruck, dass die Jugendlichen eine überdurchschnittlich hohe Identifikation mit ihrem Sozialraum zeigten.

5. Kategorien zur Rekonstruktion von Raumbildern

Die Rezeption der spärlichen sozialwissenschaftlichen Lektüre legt die systematische Erhebung von Daten zu ganz bestimmten – aus dem Fachdiskurs zum „ländlichen Kommunikationsgeflecht“ (Böhnisch et al. 1991:23; vgl. Brüggemann/Riehle 1986; Lange/Fellöcker 1997; Hainz 1999; Gängler 1990; Lichtenberger 1989; Pantucek 2004, Jeggler/Illien 1978) bekannten – Charakteristika des ländlichen Sozialraums nahe. Die Einordnung derselben in die nachstehenden Cluster ist eine vorläufige, die am Institut in bisherigen Forschungsprojekten für Zwecke der Datenerhebung und –auswertung angewendet, erprobt wurde und auch (laufend) erweitert wird.

5.1 Hilfe und Unterstützungsprozesse im Sozialraum

Die Kategorie der „Hilfe“, wie Böhnisch (1991:19) sie in Anlehnung an die Monographien von Jeggle/Illien (1978:157) benennt, hat hohes deskriptives Potential für ländliche Sozialräume. Soziohistorisch begründen die AutorInnen die Bedeutung sowie die besondere Ausprägung von „Hilfe“ in traditionellen Gesellschaften folgendermaßen: „In der ‚Not- und Terrorgemeinschaft‘ des bäuerlichen Dorfes war das Individuum auf Solidargemeinschaften angewiesen. Die wichtigste, die Familie, wurde schon genannt; von zentraler Bedeutung war auch die Verwandtschaft. (...) In spezifischen Fällen musste die Gemeinde als Solidargemeinschaft auftreten, dann nämlich, wenn ein alleinstehender Mensch oder eine Familie sich aufgrund von Armut und Krankheit (die den Ausfall der Arbeitskraft bedeutete) nicht mehr selbst helfen konnte und auch niemand aus der Verwandtschaft zu seiner Hilfe fähig war. (...) Der solchermaßen Betroffene fiel damit der Gemeinschaft zur Last, da er die mageren Früchte ihrer harten Arbeit schmälerte. Ein Armer oder Arbeitsunfähiger wurde als ‚Gemeinschaftsschädling‘ angesehen.“(ebd.)

Die beschriebene vormoderne Unterstützungsform findet auch gegenwärtig Anwendung im Bereich des Hausbaus, der Hilfen im nachbarschaftlichen Betrieb, bei Reparaturarbeiten von Kraftfahrzeugen etc. Sie umfasst genau jene Problemstellungen, denen tendenziell mit hohem Engagement und komplexer Arbeitsteilung begegnet werden kann, ohne dabei das herrschende Normalitätsverständnis in Frage stellen zu müssen (vgl. Lange/Fellöcker 1997:16). Aus dem Bereich des Alltäglichen, des „Nicht-Funktionierens“ ausscherende Schwierigkeiten (z.B. Suchtprobleme, psychische Erkrankung, familiäre Gewalt, sexueller Missbrauch) stehen in der von Jeggle und Illien beschriebenen Tradition von gemeinschaftsschädlicher Armut und Krankheit. Vormoderne Gesellschaftsformen entwickeln für solche Problemstellungen keine Lösungen entwickeln und begegnen ihnen tendenziell mit Ausgrenzung und Segregation. Hilfsformen, die sich von außen auf das Private richten, beispielsweise in Gestalt wohlfahrtsstaatlicher Unterstützung, gelten dabei vielfach als unbekannte Abhängigkeit und bedeuten ein „Nach-Außen-Tragen“ von innerfamiliären Problemen. Aus diesem Grund dominiert in vormodernen Sozialsystemen vielfach der Versuch von Familien, bei bestimmten Problemlagen durch innerfamiliäre und verwandtschaftliche Ressourcen eine Problembeseitigung herbeizuführen, um den Preis von Überforderung und Belastung. Mit anderen Worten: Die Kommunikationsform des „Dörflichen“ legt nahe, Probleme vor der Dorfföffentlichkeit so lange als möglich zu verbergen bzw. Probleme aus eigener Kraft zu lösen und Unterstützungsangebote erst im äußersten Notfall zu beanspruchen. Armut, Krankheit, Gewalt, Sucht etc. stellen dabei Phänomene dar, denen der oben beschriebene Geruch des „Schädlichen“ anhaftet.

Das Normalitätspostulat, wie es für vormoderne dörfliche Sozialstrukturen in der Fachliteratur beschrieben wird, wird in der Regel überschätzt. Forschungs- und Beratungsbeispiele aus ländlichen Sozialräumen machen deutlich, dass gerade auf den ersten Blick archaisch anmutende Kommunikationsdynamiken ungeahnte Potentiale für kreative Lösungsansätze in sich bergen. *So war eine Kleinstgemeinde im Bundesland Niederösterreich von der Schließung der ortseigenen Volksschule bedroht. Der Bürgermeister, der diese Gefährdung mit politischen Mitteln nicht abwenden konnte, beschloss im Zusammenwirken mit der Zivilgesellschaft seiner 800-Seelen-Gemeinde, mehrere Flüchtlingsfamilien in die Kommune zu integrieren und für diese den Bildungsauftrag zu übernehmen. Mit dem Projekt waren mittelfristig alle Gebote dörflicher Normalität außer Kraft gesetzt und ein Prozess des interkulturellen Lernens, der hoch-kontroversiellen Begegnungen wurde in Gang gesetzt. Nicht nur die Schließung der örtlichen Volksschule war damit abgewendet, auch die Inanspruchnahme „fremder“, nicht-dorfeigener Hilfe bei der Aufnahme und Betreuung und Begleitung dieser Familien wurde erforderlich.*

Ein anderes Beispiel einer kreativen und nicht im Sinne des Normalitätspostulats funktionierenden dörflichen Problembewältigung war eine mittlere Marktgemeinde im Norden Niederösterreichs. *Dort hatten die Phänomene der Abwanderung und der Ausdünnung angestammter Bevölkerungen zu einer inflationären Verkaufswelle privaten Wohneigentums geführt. Mit dem Preisverfall siedelten sich im Sozialraum zahlreiche Familien an, deren offensichtliche materielle Armut und mangelnde soziale Inklusion im Gemeinwesen für Irritation sorgte. Eine Abfederung der Lebensrisiken, eine den sozialen Standards der Gemeinde entsprechende Versorgung mit dem Notwendigsten erschien einer Handvoll engagierter BürgerInnen der Zivilgesellschaft gemeinsam mit RepräsentantInnen der kommunalen Verwaltung erforderlich. Die Gründung einer Plattform, die Akquirierung von öffentlichen Mitteln zur Anstellung von Fachkräften in der Kommune, die Investition in nicht-diskriminierende gesundheits- und sozialpolitische Maßnahmen vor Ort, die über die gewöhnliche wohlfahrtsstaatliche Versorgung hinausgehen, waren die ersten Schritte der neu gebildeten Projektgruppe. Weitere abfedernde Maßnahmen sind in Ausarbeitung, eine detaillierte Hilfearchitektur unter Betroffenenbeteiligung ist derzeit in Planung.*

Die These von der „Terrorgemeinschaft“ dörflicher Öffentlichkeit ist vor dem Hintergrund derartiger Beispiele ausdifferenzieren; in der Analyse ländlicher Sozialräume ist dem gemäß den (Selbst-)Hilfepotenzialen eines Sozialraums in jedem Fall Rechnung zu tragen. Mit folgenden Fragestellungen wären an eine Primär- sowie Sekundärerhebung heranzugehen: Welche Beispiele für Unterstützung finden sich im Sozialraum? Inwiefern existieren professionelle sowie sogenannte „natürliche“ Hilfen vor Ort? Inwieweit sind beide

Formen im Sozialraum vertreten und sind diese hinlänglich bekannt sowie zugänglich?
Werden diese – Ihrer Einschätzung nach – in Anspruch genommen?

5.2 Themenkomplex Interessensausgleich und Konfliktkultur

Die Kultur der Konfliktaustragung in einem bestimmten Sozialraum bestimmt wesentlich dessen Basisdynamik. Bei der empirischen Arbeit die diesbezüglichen sozialen Konventionen im Gemeinwesen zu ignorieren oder falsch einzuschätzen könnte mitunter gravierende Folgen für den Erfolg einer Analyse und Intervention haben.

So wurde beispielsweise aufgrund einer Ersterhebung im Rahmen des Equal-Projektes daran gedacht, in einer kleinen, ländlichen Bezirksstadt eine verstärkte Partizipation der umliegenden Kommunen im Besonderen und der Zivilgesellschaft im Allgemeinen beim Bürgermeister derselben anzuregen. Die Gemeinde sollte dahingehend beraten werden, ein Mehr an Mitbestimmung in der Gemeindepolitik auch aus den Ortschaften „zuzulassen“. Dieses Vorhaben scheiterte, weil die traditionalistische Konfliktkultur dieser besagten Kleinstadt im Rahmen der Ersterhebung völlig unterschätzt worden war. Bereits im Zielfindungsprozess, aus dem unten stehend zitiert wird, war bereits deutlich geworden, welche Kultur der Konfliktaustragung im Sozialraum zum Erhebungszeitpunkt sozial erwünscht war.

„Wir organisieren uns selber, wir helfen aber, auch den Umlandgemeinden (12 Ortschaften) – wir fördern das. Da tut sich viel. Die halten aber auch viel mehr zusammen, bauen Versammlungshäuser. Die Familienstruktur ist dabei wieder gut und wichtig. Junge bleiben da. Versuchen, hier Arbeit zu bekommen und bauen dann da. Früher war das nicht so, da sind die Ortschaften weniger geworden. Das haben wir aufgefangen. Denn wenn der Familienverband funktioniert, sind auch die Alten versorgt.

Früher haben die Orte nicht zusammengearbeitet. Jetzt wird vieles gemeinsam gemacht, zum Beispiel Handarbeitsabende, Turnen, Weihnachtsmarkt, Ausflüge,.... Das ist der Dorferneuerungsverein. Der versucht, Projekte zu machen. Diese Veränderung zum Gemeinsamen geht nicht von heute auf morgen. (...) Es scheitert aber, wenn sich zwei Ortschaften nicht vertragen oder aber, wenn sich innerhalb der Ortschaft die Leute nicht vertragen. Wenn z.B. der Kanal gemacht wird, müssen die Leute auf Umwegen gezwungen werden, zusammenzuhalten. Dann halten sie auch zusammen und das geht dann, auch wenn es manchmal mühselig ist. Es zahlt sich aber aus. (...) Die Stadt ist am schwierigsten, weil es da sehr viele Menschen gibt, die es besser wissen. Da ist die Umsetzung schwierig.“
(Bürgermeister W., 30.11.2005, Equal-PartnerInnenschaft „Donau – Quality in Inclusion“)

In ihren Analyse eines „vormodernen Kommunikationsgefüges auf dem Lande“ vertreten Lange/Fellöcker (1997:15) die These, dass die vergangenen 150 Jahre Sozialgefüge im städtischen Raum zum Teil von heftigen Kontroversen und dramatischen Zuspitzungen gesellschaftlicher Widersprüche (gesellschaftliche Schichten bzw. Klassen, Benachteiligung von Frauen, männliche Gewalt in der Familie etc.) geprägt waren. Die dort öffentlich ausgetragenen Konflikte mündeten vielfach in die Gründung sozialstaatlicher Institutionen (non-profit-orientierte Vereinigungen, verbandlich organisierte Interessensgruppierungen, NGOs etc.), welche einen tendenziell konfliktbesetzten Ausgleich von einander gegenläufigen Interessen zum Ziel hatten.

Im ländlichen Raum hingegen fanden diese Prozesse nicht statt; vielmehr blieb dort der Interessensausgleich der – für die ländliche Öffentlichkeit typischen – Vermischung von Dorföffentlichkeit und Alltagswelt (mit der zentralen Steuerungsdimension der informellen sozialen Kontrolle) vorbehalten. Eine Regelung von Konflikten war nur in den relativ abgeschlossenen Familienkommunikationen und dörflichen Formalgremien vorgesehen.

Grundsätzlich betrachtet, bildet die Idee vom „Konsensdiktat“ (vgl. Elsen 2007 dörflich-ländlicher Sozialräume ein mögliches, aber nicht das zentrale Bestimmungsstück ab. Würde man/frau dieses überbewerten, liefe man/frau Gefahr, das lokal Typische eines Sozialraums, die berühmte „Ausnahme von der Regel“ oder den „kontrastierenden Fall“ (Glaser/Strauß 1998), welcher auch durchaus in Gestalt einer ausgeprägten und –differenzierten Konfliktkultur vorliegen kann, zu eliminieren. Die Rolle des organisierten Streites stellt demgemäß nur ein deskriptives Analysemoment dar, das Rückschlüsse über den Sozialraum zulässt.

Um die Rolle von Konflikt und offenem Streit in einem Sozialraum einschätzen zu können, wären folgende (mögliche) Fragestellung an lokale ExpertInnen bzw. BürgerInnen der Zivilgesellschaft formulierbar: 1. Welchen Stellenwert hat der konfliktbesetzte Interessensausgleich Lange/Fellöcker (1997:15) im gegenständlichen Sozialraum? Inwiefern existieren institutionalisierte Formen eines solchen? Wie wird an deren Weiterentwicklung gearbeitet?

5.3 Themenkomplex Zivilgesellschaft und Partizipation der BürgerInnen

Auch diesem Themenkomplex liegt die Annahme zugrunde, dass die rein quantitative Erfassung von diesbezüglichen Daten – beispielsweise in Gestalt der Variable „WählerInnenbeteiligung“ – keine detaillierten Einblicke in das politische Selbstverständnis einer Kommune erlaubt. Insbesondere Fragen nach der zivilgesellschaftlichen Gestaltbarkeit des Sozialraums bzw. der Teilhabe an lokalen Entscheidungsprozessen werden mit dieser Variable nicht tangiert.

Das Konzept des „sozialen Kapitals“ nach Bourdieu (1991) hingegen wird in der Raumforschung vielfach angewendet, um die lokale Beteiligung der Zivilgesellschaft, die „demokratische Intensität“ (Kolb 2007) und die damit verbundene wirtschaftliche Kraft eines Sozialraums zum Ausdruck zu bringen. In der Erhebung sowie Analyse handelt es sich dabei um eine komplexe Kategorie, die sich aus verschiedenen Komponenten zusammensetzt, die nachstehend erörtert werden. In der stadt- und regionalsoziologischen Forschung ist man sich darüber einig, dass soziales Kapital auch mit der lokalen Identität und der Ortsbindung einen Zusammenhang bildet (Zeitler 2001:1). In diesem Sinne geht es auch um das „Image“ eines Sozialraums nach innen, das einen zentralen Faktor der Zivilgesellschaft bildet (vgl. Werthmüller 1995:53).

5.3.1 Lokale Vereine und Verbände

Ein zentrales sozioökonomisches Entwicklungspotential eines ländlichen Sozialraums liegt im Vereinswesen desselben. Aus den agrarsoziologischen Arbeiten ist bekannt, dass in den jeweiligen Vereinsarenen ein (Groß-)Teil der politischen Entscheidungen vorbereitet sowie getroffen wird. Darüber hinaus ist man sich einig, dass diese in der Regel die zentralen Orte von öffentlicher Begegnung und sozialem Austausch bilden.

Vielfach sind aber ländliche Vereine und andere gemeinnützige Organisationen nur für bestimmte, in der Ortschaft „angestammte Familien und Bevölkerungsgruppen“ (vgl. Ortman 1996:54) zugänglich. Eine Mitgliedschaft ist oftmals an die Vermittlung über etablierte TeilnehmerInnen gekoppelt. Für Zugezogene, soziale Minderheiten oder randständige Bevölkerungsteile ist eine Partizipation undenkbar. So ist auch die sozialarbeiterische Vorstellung, marginalisierte Gruppen einfach durch eine Integration ins dörfliche Vereinsleben – beispielsweise durch die Mitgliedschaft in der Freiwilligen Feuerwehr – sozial stützen zu können, tendenziell als naiv und wenig realistisch anzusehen. Das bestehende Vereinsangebot eines Sozialraums kann überdies niemals für alle Bevölkerungsteile der zum Teil hoch diversen ländlichen Bevölkerung attraktiv und den Beteiligungsinteressen entgegenkommend sein.

Insgesamt stellt das Vereinsleben eines Sozialraums einen bedeutsamen Datenpool für die Erhebung und Analyse der zivilgesellschaftlichen Struktur eines Sozialraums dar:

- Wie werden im Sozialraum (politische) Entscheidungen getroffen?
- Inwieweit existieren Plattformen, BürgerInneninitiativen und sonstige, an sich nicht verbandlich organisierte Netzwerke zur sozialkulturellen bzw. -politischen Gestaltung?

- Wie gestaltet sich der Umgang mit Minderheiten, marginalisierten Bevölkerungsgruppen und tendenziell randständigen Menschen?
- Welche Vereine mit welchen Entscheidungs- und Machtstrukturen finden sich vor Ort? Wie gestaltet sich die Mitgliedschaft in diesen? Welche Regeln für den Ein- bzw. Austritt aus einem Verein existieren?

Den angeführten Fragestellungen liegt die Annahme zugrunde, dass BürgerInnen idealerweise nicht nur NutzerInnen, sondern auch GestalterInnen lokaler Kommunalpolitik sein sollen und können. Wie auch in internationalen Raumstudien über die Zufriedenheit, Identifikation und das Sicherheitsgefühl von Bevölkerungen gezeigt wurde, entstehen sichere und stabile Raumbilder aus einer aktiven Handlungspraxis der BürgerInnen selbst (vgl. dazu Breckner/Briccoli 2006:37, vgl. Steinert 1995:410) und nicht in erste Linie aus vertrauensstiftenden Institutionen und übergeordneten Strukturen.

5.3.2 Überregionale Zusammenschlüsse

Die Positionierung eines Sozialraums in Politik- und Aktionsfeldern, die außerhalb des territorialen Wirkungsbereichs liegen, lassen zentrale Rückschlüsse auf das kommunale Selbstverständnis zu. Versteht sich der Sozialraum als autarkes Fürstentum, in welchem mehr oder weniger abgeschlossen von außen regiert werden kann oder liegt ein zentrales Lebensinteresse desselben daran, sich auch nach außen zu vernetzen und zu organisieren? Fragen nach den jeweils umliegenden, nicht-behördlich oder überregional angelegten Verbänden oder Netzwerken wären interessant, um auch die endogenen Potenziale eines Sozialraums einschätzen zu können. Inwiefern ist die Existenz solcher Strukturen den BürgerInnen bekannt bzw. welche Formen der Beteiligung existieren?

So wäre ein Musikschulverband oder etwa ein gemeindeübergreifender Bauhof ein Indiz für eine Orientierung des Sozialraums über administrative Grenzen hinaus. So würde die Vernetzung in Gestalt eines überkommunalen „Sozialsprengels“, wie es in mehreren Regionen Vorarlbergs üblich ist, auf eine hohe interkommunale Orientierung von Gemeinden verweisen. Sozialsprengel in dieser Spielart sind überparteiliche, mit Finanzkraft ausgestattete Non-Profit-Organisationen, in denen alle in der Region befindlichen Gemeinden und Sozialen Dienste vertreten sind und die gesundheits- und sozialbezogene Themen über die behördliche Zuständigkeit einer Bezirksverwaltungsbehörde hinausgehend lokal behandeln.

5.4 Themenkomplex Lebensqualität und Sicherheitsgefühl³

Dem Themenkomplex zugrunde liegt die Annahme, dass mentale Verunsicherungen sowie der Diskurs über mögliche Bedrohungsszenarien nicht nur das Sicherheitsgefühl im Sozialraum beeinträchtigen, sondern auch die unmittelbaren Lebensbedingungen vor Ort („Life Quality“ vgl. Skogan 1993) beeinflussen.

In dem Beispiel einer ländlichen Gemeinde wurde dieser Zusammenhang besonders deutlich: In dem betreffenden Sozialraum wurde eine breit angelegte sozioökonomische Initiative in Gestalt einer neuen Autobahnabfahrt und großen Betriebsansiedlungen wirksam. Mit der wirtschaftlichen Aufwertung der Region machten sich Urbanisierungstendenzen in der Bevölkerung bemerkbar. In den Gesprächen mit BewohnerInnen kam zum Ausdruck, dass das „jeder kennt und grüßt jeden!“ keine soziale Wirksamkeit mehr hatte. Im öffentlichen Diskurs machte sich ein immer lauter werdendes Unbehagen im Hinblick auf zuziehende „neue“ Bevölkerungsgruppen, auf kriminelle Aktivitäten sowie auf jugendkulturelle Auffälligkeiten breit.

Im gegenständlichen Fall beschlossen die lokalen VerantwortungsträgerInnen in Gestalt von OrtsvorsteherInnen und Gemeinderat die Zusammenarbeit mit einem ForscherInnen- und Projektteam der Fachhochschule, um in einer sozialräumlichen Untersuchung die empirische Evidenz dieser „Verunsicherung“ feststellen zu lassen.

Wie in den Studien über den Zusammenhang von „Life Quality and Security“ (vgl. Herrmann/Sessar/van Swaaningen 2006) festgestellt wurde, stellt der Sozialraum in erster Linie eine relationale Größe dar, die von Bevölkerungen nicht über manifeste empirische Häufigkeiten (z. B.: objektiv feststellbarer Anstieg der Anzeigen, empirische Verteilung von „neuen“ Bevölkerungen im betreffenden Sozialraum) erschlossen wird. Vielmehr ist es so, dass Veränderungen und gesellschaftliche Umbrüche zuvorderst rein äußerlich zuordenbaren und sichtbaren Indikatoren zugeschrieben werden. Eine empfundene Verunsicherung in Anbetracht eines sozialen Wandels (z. B. Urbanisierung) wird auf diese sichtbaren Zeichen projiziert; Unbehagen wird sodann räumlich generalisiert. Im oben genannten Beispiel wurde die erste Siedlung für WohnungsmieterInnen als „Little Istanbul“ bezeichnet, obwohl der MigrantInnenanteil darin im Promille-Bereich befindlich war. Der empirisch manifeste Gehalt einer Veränderung (z. B. in Gestalt des realen Anteils an ZuwandererInnen) ist den Bevölkerungen kaum zugänglich und wird – so ist aus den Studien bekannt – von den Bevölkerungen in der Regel maßlos überschätzt. *So wurde beispielsweise in einer Gemeinde mit 4.200 EinwohnerInnen und einer Summe von 126 BewohnerInnen, die nicht die österreichische Staatsbürgerschaft hatten, in dem Gespräch mit der Bevölkerung sowie den kommunalen ExpertInnen von einem MigrantInnen-Anteil von*

³ vgl. dazu Skogan 1993, Hammerschick et al. 1996, Sessar/Stangl/VanSwaaningen 2006

weit über 16 % ausgegangen. Diese Zahl wurde von den befragten Verantwortlichen aus der Gemeindepolitik und –verwaltung in den Interviews weder in Frage gestellt noch anhand von Fakten aus dem Melderegister überprüft.

Mit der Projektion von Ängsten auf den Raum sowie der daraus resultierenden Vermeidung von konstruierten, auf den Raum generalisierten „Gefahren“ und „Unsicherheitslagen“ kommt eine Dynamik in Gang, welche wiederum ein Ansteigen der Projektionen bewirkt sowie die Verfälschung des empirisch beschreibbaren Raumbildes exponentiell vorantreibt.

Folgende Fragen zum Themenkomplex erscheinen plausibel:

- Welches Selbstbild in Gestalt einer lokalen Identität, eines nach innen bestehenden Images existiert im Sozialraum?
- Welche Außenwirkung bzw. –reputation des gegenständlichen Sozialraums ist in punkto Lebensqualität und Verunsicherung zu verzeichnen? Inwieweit ist dieses den BewohnerInnen desselben bekannt?
- Im Fall von verunsichernden Raumbildern: Welche konkreten Veränderungs- und Verbesserungsvorstellungen existieren in den Sozialräumen? Wie sehen die genauen Vorschläge auf lebensweltlicher Ebene dazu aus?

Ein Beispiel einer ländlichen Kleinkommune veranschaulicht, wie das Selbstverständnis des Sozialraums Auswirkungen auf das konkrete Handeln der lokalen BewohnerInnen hat und wie es auf das Selbstverständnis rückwirkt. *Eine ländliche Kommune formulierte ein Problem mit jugendlichem Vandalismus und wegen massivem Alkoholismus unter jungen Menschen. Man wisse nicht, wie man die Jungen „zur Räson bringen“ kann und man genieße sich, wenn die Gemeinde im Rahmen von Festivitäten oder sportlichen Anlässen nach außen hin auftrete. Im Rahmen des Zielfindungsprozesses und in mehreren anfänglichen Erhebungs- und Auswertungsschleifen kam man mit dem Gemeinderat zu der Erkenntnis, dass der Ruf der „Schläger und Raufer“ seit vielen Generationen die Außenreputation der Kommune prägte. Zentrales Zwischenergebnis der Raumstudie war, dass die Jugendlichen der gegenwärtigen Generation mit ihrem Verhalten eigentlich nur eine Tradition fortsetzten, die offensichtlich schon seit vielen Generationen Bestand und Tradition hat und der mittels moralischer Appelle nicht adäquat zu begegnen ist.*

6. Fazit

Zusammenfassend betrachtet, sind Expertisen über „Stadt-Land-Vergleiche“ infolge ihrer implizit auf hierarchische Unterscheidung angelegten begrifflichen Semantik kritisch zu behandeln. Auch wenn der ideologische Bezug nur unterstellt werden kann, so passiert in

solchen Arbeiten doch tendenziell eine Einfärbung des sogenannten „Landlebens“ (Ipsen 1991:117). Selbst jene Arbeiten, die sich mit postmodernen Inszenierungen von Ländlichkeit beschäftigen, bedürfen einer genauen Betrachtung, um etwaige Engführungen und Verkürzungen in der Fachliteratur identifizieren zu können. Jene Arbeiten über ländliche Sozialräume, welche auf die genannte Kontrastierung „Stadt-Land“ verzichten, sind zumeist soziohistorische Monographien, die von bestechender Anschaulichkeit, für Vergleichszwecke vielfach aber zu komplex ausgestaltet sind.

Differenzierte empirische Befunde über Soziale Arbeit im ländlichen Raum gelten im sozialarbeitswissenschaftlichen sowie sozialwissenschaftlichen Fachdiskurs gleichermaßen als rar. Die existierenden deutschsprachigen Arbeiten⁴ bringen einen Begriff des „Ländlichen“ zur Anwendung, der nicht ohne der Kontrastierung zum genuin „Städtischen“⁵ zu denken ist. Darüber hinaus kommt „Raum“ darin zumeist als quasi-manifeste, nicht weiter zu definierende Größe vor (vgl. Läßle 1997, vgl. Löw 2001). Ähnlich voraussetzungslos und unhistorisch fällt darin vielfach auch das Verständnis der Sozialen Arbeit als „urbane Disziplin“ (vgl. Gängler 1990) aus. Traditionen, Gegenstände und Praxen⁶ Sozialer Arbeit, welche seit vielen Dekaden das spezifisch „Ländliche“ (vgl. Arlt 1958:69) in den Blick nehmen, bleiben vielfach ausgespart.

In diesem Sinne gilt das Hauptinteresse dieses Beitrags einer interdisziplinär orientierten, aber in erste Linie sozialarbeitswissenschaftlichen Zusammenführung existierender Erkenntnisse aus der Agrarsoziologie, aus der Stadtforschung und aus der Sozialgeographie. Es geht dabei nicht darum, „den ländlichen Raum“ per se definitiv zu fassen, genauso wenig, wie eine Zusammenschau trennscharfer, ausgereifter und vollständiger Analysekatoren angestrebt werden kann. Vielmehr soll eine aus bestehenden Arbeiten stammende Matrize vorgestellt werden, die von ForscherInnen und

⁴ Auch wenn im angloamerikanischen Sprachraum das Repertoire an Forschungsaktivitäten zum ländlichen Raum insgesamt sowie zur Sozialen Arbeit am Lande im Speziellen differenzierter ausfällt, erscheint es auch dort nicht zufriedenstellend. So hält Saltman et. al. (2004:516) in einer internationalen Studie über die Praxen Sozialer Arbeit in ländlichen Regionen zusammenfassend fest: „*Within recent history, the parallel economic and social inequities between urban and rural areas (...) have gained (...) attention (...)*.“ Das Wissen aus internationalen Studien über eine „shared rural culture“ (ebd., 516) ländlicher Sozialräume begründet die thematische Relevanz solcher Arbeiten, bleibt aber in Anbetracht der geringen Zahl an real existierenden Studien im Bereich des Appellativen.

⁵ Innerhalb der Sozialwissenschaften ist eine trennscharfe Unterscheidung zwischen „ländlich“ und „städtisch“ nicht existent. Mit diesem Strukturmerkmal verbunden ist das erkenntnistheoretische Problem der Hierarchisierung des Stadt-Land-Verhältnisses. (vgl. Ipsen D. 1997:176 ff)

⁶ Als Ausnahmen sind an dieser Stelle die Arbeiten von Böhnisch et al. (1991) zu nennen.

PraktikerInnen des ländlichen Sozialraums diskutiert sowie zu sozialarbeitsforschenden Analysezielen zur Anwendung gebracht werden kann.

Quellen

1. Literatur:

Arlt, I. (1958): Wege zu einer Fürsorgewissenschaft. Wien

Böhnisch, L.; Funk, H. (1991): Grundprobleme sozialer Hilfe im ländlichen Raum. In: Böhnisch, L.; Funk, H.; Huber, J.; Stein, G. (Hrsg.): Ländliche Lebenswelten. Fallstudien zur Landjugend. Weinheim und München, S29 - 39.

Böhnisch, L. (1991): Jugendalltag als "Zwischenwelt" – Hintergrund und Einführung in das Werkstattbuch. In: Böhnisch, L.; Funk, H.; Huber, J.; Stein, G. (Hrsg.): Ländliche Lebenswelten. Fallstudien zur Landjugend. Weinheim und München, S12 - 17.

Bortz J., Döring N. (2002): Forschungsmethoden und Evaluation für SozialwissenschaftlerInnen. 3. Überarbeitete Auflage. Berlin, Heidelberg, New York

Bourdieu, P. (1991): Sozialer Raum und Klassen. Frankfurt am Main

Bourdieu, P. (1997): Das Elend der Welt. Konstanz.

Brandstetter, M. (2007): Soziale Probleme im ländlichen Raum. Übersetzungsprobleme und Erklärungsversuche für „Hilfe im ländlichen Raum“ aus sozialraumorientierter Perspektive. In: EntwicklungspartnerInnenschaft Donau- Quality in Inclusion (Hg.): Sozialer Sektor im Wandel. Zur Qualitätsdebatte und Beauftragung von Sozialer Arbeit. Linz S. 231 - 247

Breckner, I; Briccoli, M.: (2006): Un-Sicherheit in urbanen Räumen: Wirklichkeiten und Handlungsstrategien in europäischen Großstädten. In: Sessar, K.; Stangl, W., Van Swaaningen: Großstadtängste – Anxious Cities. Untersuchungen zu Unsicherheitsgefühlen und Sicherheitspolitiken in europäischen Kommunen. Berlin S. 21 - 45

Brüggemann, B.; Riehle R. (1986): Das Dorf. Über die Modernisierung einer Idylle. Frankfurt/New York

Chassé, K. A. (1996): Ländliche Armut im Umbruch. Lebenslagen und Lebensbewältigung. Opladen

Deinet, U. (1999): Sozialräumliche Jugendarbeit. Eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen

Elsen, S. (2007): Die Ökonomie des Gemeinwesens. Opladen

Gängler, H. (1990): Soziale Arbeit auf dem Lande. Vergessene Lebensräume im Modernisierungsprozess. Weinheim und München

Glaser B. G., Strauss A. L. (1998): „Grounded Theory“. Strategien qualitativer Sozialforschung. Göttingen. Toronto.

Hainz, M. (1999): Dörfliches Sozialleben im Spannungsfeld der Individualisierung. Schriftenreihe der Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie. Bonn

Hammerschick, W.; Karazman-Morawetz, I.; Stangl W. (1996): Die sichere Stadt. Prävention und kommunale Sicherheitspolitik. Baden-Baden

Herrmann, H.; Sessar, K.(2006): Zur Kontextualisierung von Unsicherheit und Furcht im urbanen Raum: Der Fall Wilhelmsburg/Hamburg In: Sessar, K.; Stangl, W., Van Swaaningen: Großstadtängste – Anxious Cities. Untersuchungen zu Unsicherheitsgefühlen und Sicherheitspolitiken in europäischen Kommunen. Berlin. S. 189 - 230

Illien, A.; Jeggel U.; (1978): Leben auf dem Dorf. Opladen

Ipsen, D. (1991): Stadt und Land. Metamorphosen einer Beziehung. In: Häußermann, H., Ipsen, D., Krämer-Badoni, Läßle, D. Rodenstein, M., Siebel, W.: Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Band 1. Pfaffenweiler. S. 117 - 157

.

Ipsen, D. (1997): Raumbilder. Pfaffenweiler

Kolb, A. (2007): Die Kleinstadt auf dem Weg in die Moderne. In: PRO-REGIO-ONLINE - Zeitschrift für den Ländlichen Raum – Heft Nr. 4 – 2007.

Lamnek S. (2005): Gruppendiskussion. Theorie und Praxis. Weinheim und Basel

Lange, J.; Fellöcker, K. (1997): Sozialarbeit im ländlichen Raum. Handlungsfelder, methodische Ansätze und Konzepte. St. Pölten

Läßle, D. (1991): Essay über den Raum. Häußermann, H.; Ipsen, D.; Krämer-Badoni, T.; Läßle D.; Rodenstein, M., Siebel, W.; : Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Band 1. Pfaffenweiler. S. S. 157 - 209

Lichtenberger, E. (1989): Österreich zu Beginn des 3. Jahrtausends. Raum und Gesellschaft, Prognosen, Modellrechnungen und Szenarien. Wien

Löw, M. (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main

Ortmann, N. (1996): Methoden zur Erkundung der Lebenswelt. In: Deinet/Sturzenecker (Hg.): Konzepte entwickeln. Weinheim und München

Pantucek, P. (2004): Sozialräumliches Arbeiten in der Stadt und am Land. In: Autonome Provinz Bozen. Abteilung für Sozialwesen. Dienststelle Personalentwicklung (2005): Sozialräumliches Arbeiten. Ein neuer Weg zwischen

Bedürfnisorientierung und Ressourcenknappheit? Tagungsakten. Hg. Dr. Reinhard Gunsch. S. 60 - 69

Saltman, J.; Gumpert, J.; Allen-Kelly, K.; Zubrzycki, J. (2004): Rural social work practice in the United States and Australia: A comparison. *International Social Work* 2004; 47; 515

Skogan, W. (1993): The Various Meanings of Fear. In: Bilsky, W.: Pfeiffer, C., Wetzels, P. (Ed.): *Fear of Crime and Criminal Victimization*. Stuttgart.

Steinert, H. (1995): Prävention als kommunale Aufgabe. *Jenseits von Polizei und Strafrecht*. In: Gössner, R. (Hrsg.): *Mythos Sicherheit*. Baden-Baden. S. 403 - 414.

Werthmüller, E. (1995): „Räumliche Identität als Aufgabenfeld des Städte- und Regionalmarketing“. Frankfurt am Main, Europäischer Verlag der Wissenschaften.

Zeitler, K. (2001): „Raumbezogenen Identität- ein Entwicklungsfaktor für den ländlichen Raum? Eine soziologische Analyse der Determinanten und Inhalte ländlicher Raumentwicklung“. Augsburg, Selbstverlag der Universität Augsburg.

2. sonstige Quellen

Interviewsequenzen und kursiv dargestellte Beispiele stammen aus den am Institut für Soziale Inklusionsforschung durchgeführten Forschungsprojekten zur Analyse ländlicher Sozialräume und wurden für den gegenständlichen Beitrag weitgehend verfremdet und anonymisiert.